Zeitschrift: Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz

Herausgeber: Franz Otto Schmid

Band: 1 (1906-1907)

Heft: 9

Artikel: Aus schweizerischer Dichtung

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748242

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Blättern selbständige Schriftleiter, die in solchen Stellungen einen Lebensberuf ausübten und zum Teil — wie Daverio, Abraham Roth, Tscharner, Hartmann usw. — auch heute noch nicht vergessen sind. Je mehr das Zeitungswesen sich entwickelte, desto größer ward die Zahl der Journalisten, die aus den verschiedensten Beschäftigungskreisen zur Tagesschriftstellerei übertraten. Zumeist waren es freilich ehemalige Lehrer, Pfarrer oder Juristen; jedoch sind das Handwerk und die Kaufmannschaft ebenfalls ziemlich stark vertreten. Wie viele dieser Zeitungsleute durch Zufälligkeiten und wie viele durch den inneren Drang bewogen, den Platz am Redaktionspult fanden, mag hier unerörtert bleiben. Sicherlich sind jedoch unter den schweizerischen Journalisten nur sehr wenige Leute zu entdecken, die — ihren Beruf verfehlten. Solch zweifelhafte Existenzen, wie sie leider nicht selten in Deutschland und Österreich vorkommen, die den Titel Journalist in völlig unberechtigter Weise führen, kennt die Schweiz noch nicht.

Ob jedoch die künstliche Heranzüchtung von Tagesschriftstellern durch journalistische Schulen und einzelne Nachrichtenbureaus nicht in absehbarer Zeit eine Proletariatsklasse schaffen wird, deren Angehörige sich erbarmungslos im Kampfe ums Dasein gegenübertreten, diese Frage wollen wir hier nicht berühren. Denn noch sind die Zustände innerhalb der schweizerischen Preßwelt durchaus gesunde und es liegt keine Notwendigkeit vor, die Rolle der Kassandra zu übernehmen.

---

lassungsvertrage zwischen Bern und Aargau — A. war Aargauer — widersprach mußte der unglückliche Redaktor doch weichen. Er ging nach Zofingen; für seine mittellos in Bern zurückgebliebene Familie wurden 630 Schw. Fr. an Unterstützungen gesammelt. A. reichte dann beim Großen Rate das Gesuch ein, die Ausweisung rückgängig zu machen. Am 17. Dezember 1832 verwarf die Behörde auf Antrag der Regierung die von hochangesehenen Konservativen unterstützte Bitte ohne weiteres.

Aus schweizerischer Dichtung.

Vorbemerkung.

Die folgende kleine Erzählung entnehmen wir dem neuesten Buche M. Lienerts „Das war eine goldene Zeit“, auf das wir hier ganz besonders hinweisen möchten. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit, klingt ein Lied mir immerdar; o wie liegt so weit, o wie liegt so weit, was mein einst war!“ singt Rückert und dieser Grundton ist es auch, der einem beim Lesen dieses Buches immer wieder in der Seele

anklingt. Lienert hat es meisterlich verstanden, die Zeit der goldnen Knabenlust und Kinderfreude wieder aufleben zu lassen, uns zurückzuführen in jene reine schuldlose Welt, die nun längst hinter uns liegt und nach der wir doch noch so oft sehnsüchtig zurückschauen. Es hat in diesem Buche wahre Kabinettsstückchen von Schilderungen aus dem Kinderleben, so z. B. neben der unten abgedruckten, die Erzählungen „Der Liebgott, der alles sieht", „Wo die kleinen Kindlein herkommen" u. a.

Erschienen ist das Buch bei Huber & Cie. in Frauenfeld und kostet in der vorzüglichen Ausstattung, die wir bei diesem Verlag gewohnt sind, gebunden Fr. 5. —.

Das Heldenlied.

Dort hinter dem Grünhag über dem Hügel steckte das feindliche Heer.

Hin und wieder kam ein Papierhelm über den Hag oder ein langer Stock mit gleißendem Stecheisen. Jetzt ritten gar ein paar Generäle der feindlichen Armee vor den Grünhag und schwenkten höhnisch ihre Spieße, Holzschwerter und Eibenbogen gegen uns herüber. Und ihre zweibeinigen Pferde, ein paar arme Taglöhnerbuben, scharrten, wieherten gewaltig und gebärdeten sich also wild, daß die Reiter sich kaum auf ihren Rücken zu halten vermochten.

Jetzt rief ihr Höchstkommandierender, der Bärenfranz, gar zu uns herüber: „He, ihr dürft nicht zu eurem Loch heraus!" — Wir befanden uns in einer großen Kiesgrube. — „Kommt nur, ihr traurigen Feiglinge, wenn ihr etwas seid! Wir wollen es euch schon zeigen! Haarus!"*

Er trug eine feuerrote Franzosenmütze, die ein Bourbakisoldat Anno 1871 vergessen oder verloren hatte. Sie war ihm zwar viel zu groß; aber seine Mutter hatte ihm ein Band daran genäht, daß sie fest am Kopf hielt. Seine Begleiter, lauter Generäle, waren ebenfalls sehr bunt gewandet. Einer trug gar seines Vaters ehemaliges eidgenössisches Käppi, das ihm wie ein Zuber auf dem Kopf stand und weit über die Ohren herabhing. Die meisten besaßen fein bemalte hölzerne oder gar blitzende metallene Säbel. Ihr Heer aber hinter dem Grünhag war mit langen Stöcken versehen, und der Schmied im Oberdorf hatte sie mit kurzen Eisen in fürchterliche Spieße verwandelt. Es sah schreckhaft aus.

Seit einigen Tagen befand sich ganz ungewöhnlicherweise eidgenössisches Militär im Dorf, das alltäglich in der Umgegend kriegerische Übungen abhielt, welche die Dorfjugend mächtig anzogen und dann zu gleichen kriegerischen Taten begeisterten. Wir Schuljungen des Unterdorfes hatten uns plötzlich gegen die Tyrannei der Oberdörfler Buben erhoben. Ein stolzes Selbstbewußtsein war über uns gekommen. Bisher

* Alter Kampfruf der Schwyzer.

erachteten sie uns nur gut genug als Pferde beim Soldatenspielen, als Hunde und Wild bei den Jagden im nahen Wald und als elende, düpierte Landjäger beim Räuberspielen. Das mußte anders kommen, und so versagten wir ihnen den Gehorsam und die Gefolgschaft, und damit war der Kriegszustand gegeben. Gestern hatten wir bereits aus dem Unterdorf einen Vorstoß in die Hauptgasse des Oberdorfes unternommen. Aber wir waren unvermutet von den wohlgerüsteten Oberdörfler Jungen aus zwei Seitengäßchen überfallen und nach kurzem Widerstand elend in die Flucht geschlagen worden. Der einzige Soldatenhut aus wundervollem glutrotem Glanzpapier, den wir besaßen, war in den Dorfbach gefallen und nicht mehr zu retten, trotzdem des Buchbinders Seffi, dem er gehörte, Fürio und Mordio schrie.

Heut nun war ein freier Schulnachmittag, und da hatten uns die siegberauschten Oberdörfler Buben zum offenen Kampf auf die große Wiese um die Kiesgrube und den Brüelhügel herausgefordert.

Obschon nun von den benachbarten Höhen her ein unablässiges Knattern kam, obwohl wir die Bajonette der Soldaten in der Ferne glänzen sahen, so desertierten doch nur einige Knaben zu den militärischen Felddienstübungen; denn heute galt es für uns, die schmähliche Niederlage von gestern an den hochnäsigen Oberdörflern gutzumachen.

So kauerten wir Unterdörfler Buben beobachtend und mit klopfenden Herzen hinter dem schützenden Rand der Kiesgrube. Wir schätzten uns der Zahl nach etwa gleich stark wie das feindliche Heer; doch waren wir lange nicht so gut bewaffnet und so schmuck gekleidet wie seine Krieger. Die meisten von uns trugen kurze Weidenruten; einige hatten Stöcke, und nur unser Hauptmann, der Sagenplatz-Nöldi, besaß ein hölzernes Schwert, das aussah wie ein kleines Grabkreuzlein. Statt eines Waffenrocks trug er aber ein ziemlich schmutziges Hirtenhemdlein, und nicht einmal einen Soldatenhut hatte er auf seinem flachsblonden Krauskopf. Ich und andere trugen doch immerhin prachtvolle Pfauen- oder Krähenfedern auf unsern Hüten. Wir waren voll Mut und Zuversicht; denn solange wir uns in der Kiesgrube befanden, wagten es die Oberdörfler sicher nicht, uns anzugreifen, da wir gedeckt waren und ein Lager von Kieselsteinen hatten, das uns erlaubte, sie mit einem bösen Hagel zu überschütten und allesamt zu steinigen, bevor sie die Kiesgrube erreichten. Wir waren auch bereit, es zu tun, falls sie einen Angriff wagen sollten; denn vor kurzem hatte einer aus dem feindlichen Heer mit einer Schleuder einen Stein mitten unter uns geworfen. Hätte er getroffen, es würde ein schlimmes Loch in den Kopf abgesetzt haben.

Anfangs, da wir ihre gute Stellung hinter dem Grünhag sahen und ihre fürchterlichen Spieße und Säbel uns in die Augen gleißten, hatten wir beschlossen, uns in unserer Sandfestung defensiv zu verhalten;

wie nun aber der Nöldi, unser Hauptmann, die höhnische Herausforderung des Bärenfranzeli hörte, sprang er vom Boden auf und sagte:

„Buben hört ihr's, die lachen uns ja aus und rufen uns Feiglinge. Und dann gehen sie heim und sagen, wir hätten mit ihnen gar nicht einmal zu kriegen anfangen dürfen und seien in die Kiesgrube hineingekrochen, und dann sagen sie's allen Leuten, sie hätten uns traurigelend besiegt. Kommt, wir wollen auf sie losgehen! Wollt ihr?"

Einige stimmten keck bei, andere zögernd und kleinlaut; ein paar Büblein sagten gar nichts, schauten nur mit furchtsamen Augen nach dem Grünhag, vor dem eben der feindliche Generalstab stolz hin- und hersprengte. Des Schneiders Köbeli, Schüler der ersten Klasse, welche Schüler wir verachtungsvoll „Zicklein" zu nennen pflegten, begann mit einem Male zu weinen: „Heimgehen, heimgehen!" plärrte er laut.

„So geh!" herrschte ihn zornig der Nöldi an; „mach nur, daß du heimkommst, du kleine Kröte du!"

Er bedrohte ihn gar mit seinem hölzernen Schwert. Da schrie das Büblein voller Todesangst: „Mutter! Mutter!" warf die Rute weg und lief, sich allzeit mit entsetzten Augen umsehend, dorfwärts. Schauten ihm mehr als ein paar Äuglein verstohlen nach. Ach, wie gerne wären ihm einige Krieger gefolgt; aber das „Puntenöri"* hielt sie auf ihrem Posten. Nein, man würde sie als feige Ausreißer ihrer Lebtag verachten!

Jetzt gab es drüben einen Trompetenstoß. Erstaunt schauten wir, was das wohl zu bedeuten habe. Da huschte es allüberall durch den Grünhag, und zu unserm nicht geringen Schrecken stellte sich die Armee der Oberdörfler regelrecht in Reih und Glied. Hei, wie glänzten die spitzen Eisen von den langen Stöcken! Hei, wie blitzten die Säbel der Anführer in der Mittagssonne!

Jetzt war das ganze Heer aufgestellt, und mit Bangen sahen wir, daß es mehr Leute zählte als das unsrige. Alle schauten wir unwillkürlich nach dem Nöldi. Seine Wangen brannten vor Mut; starr und stumm staunte er nach dem Feind. Eben ritten die Generäle alle, Befehle durcheinander lärmend, die feindlichen Reihen ab. Da stolperte des Bärenfranzelis zweibeiniges Rößlein über einen Maulwurfhügel, und der Generalissimus flog mit seiner stolzen Franzosenmütze ins Gras.

Heissa, gab es in der Kiesgrube ein weithin schallendes, nimmer endenwollendes Gelächter! Das machte aber den Bärenfranz wütend. Er bestieg sein williges Rößlein wieder, fuchtelte gewaltig herum mit seinem Säbel und schrie nach der Kiesgrube:

„O ihr elenden Feiglinge! Ihr dürft ja nicht einmal aus eurem Loch hinaus. Aber wartet nur; wir wollen euch schon hinausjagen! Meinetwegen könnt ihr ja mit euren Steinen schießen; aber dann wäret

* Point d'honneur.

ihr doch die feigsten Soldaten von der ganzen Welt. Schämt euch! Gigi, schämt euch!"

Jetzt fuhr der Nöldi auf.

„Meinetwegen", sagte er, und seine Wangen waren blutrot, „wenn ihr nicht dürft, so gehe ich mutterseelenallein; es fürchtet mir nichts. Und wenn sie mich grad töten, ist's mir wieder gleich."

„Ich komme auch! Ich auch! Ich auch!" riefen wir jetzt aber, und als einige von uns sich schreckensbleich davon machen wollten, lief ihnen der Nöldi nach, hieb ihnen mit dem Holzschwert auf die Rücken und trieb sie zu uns zurück.

Eben kam von drüben ein neues, Mark und Bein durchdringendes Trompetensolo, und wie wir von den gemaßregelten Knaben weg nach dem Feind schauten, bemerkten wir mit heimlichem Entsetzen, daß er sich langsam gegen uns in Bewegung setzte. Voran ging das Fußvolk mit weit vorgestreckten Spießen, und hinter ihm ritten gestikulierend und durcheinander lärmend die Generäle.

Da riß es den Nöldi empor. Er machte sich flink auf den Grubenrand. Wir sprangen ihm nach. Ich als Pannerherr entfaltete das blutrote Nastuch meiner Großmutter an der Haselgerte, und also stürmten wir gegen den Feind.

„Hurra! Hurra!"

Wir wurden aber von einem Hagel von nassen Rasenstücken also empfangen, daß wir uns schleunigst gegen die Kiesgrube zurückmachten. Des Feind stürmte siegesgewiß nach; aber nun nahmen wir's, wütend über den heimtückischen Erdregen, auch nicht mehr genau und warfen alle Hände voll Kies und Steine gegen die Heranstürmenden.

Da zogen auch sie sich wieder zurück, obschon der Bärenfranz sie zornig zum Sturm aufforderte. Ein Stein traf sein Rößlein an den Fuß, also, daß es trotz seinem widerstrebenden Reitergeneral flink zurückgaloppierte. Nun versuchten es die Oberdörfler anders. Sie wollten eine offene Feldschlacht haben und begannen daher, uns fürchterlich mit Hohn und Spott zuzusetzen, so daß uns die Geduld endlich ausging und wir auf einmal wieder mit brausenden Hurras und Haarus auf sie losrannten.

Sie mußten die nach ihnen geschleuderten Steine heimlich gesammelt haben. Ein Hagel von Kies und Steinen flog uns entgegen, zerfetzte mir das Fähnchen, nahm meinen Hut vom Kopf und traf einige von uns so bös, daß sie aus Kopflöchern bluteten. Jetzt aber waren wir wild vor Beschämung und Schmerz. Wütend stürmten wir nochmals gegen sie los, unsere Weidenruten hoch schwingend. Mutig empfingen sie uns; nur ein Pferd sprengte ihnen mit seinem scheinbar fürchterlich protestierenden Reiter nach rückwärts davon.

Wir gedachten sie in unserm Zorn völlig aufzureiben; aber ihre Spieße mit dem spitzen Eisen hielten uns in Schach. Wir prallten zurück, und der Linden-Natzeli schrie laut auf; denn er hatte sich an einem Spieße blutig gestochen. In achtungsvoller Entfernung machten wir Halt; aber der Feind folgte uns langsam, und die feindlichen Generäle riefen uns höhnisch zu, wir sollten uns doch wieder in die Kiesgruben verkriechen.

Da auf einmal richtete sich der Nöldi bolzgerade auf und stand horchend starr und steif: Von der nahen Schnabelsberghöhe her kam plötzlich ein gewaltiges Knattern, als ob dort die ganze Welt miteinander im Kriege läge, und dann rauschten dumpf, schier feierlich die Marschklänge des Sempacher Liedes zu Tal: Laßt hören aus alter Zeit von kühner Ahnen Heldenstreit . . .

Ein Zittern kam über den Knaben. Er ward erst bleich und dann blutrot; auf schoß er und rannte wie rasend auf die feindlichen Oberdörfler los. Wir standen anfangs erstaunt; dann aber machten wir's ihm nach und sahen grad noch, wie er sein hölzernes Schwert unter die Generäle schleuderte und nun mit seinen Armen in die vorgestreckten Stöcke griff, daß die Oberdörfler laut auflärmten, und jetzt, jetzt schrie er einen Augenblick jammernd auf, und dann fiel er auf den Rasen.

Uns allen war der Winkelried in den Sinn gekommen. Wütend, trunken von plötzlicher Begeisterung schossen wir davon, um über den Nöldi in den Feind zu kommen; wie bei Sempach wollten wir nun auf Tod und Leben alle niederschmettern. Wir langten gut aus mit unsern Ruten. Aber es wäre jetzt nicht nötig gewesen. Vom Schrecken gepackt, hatten die von unserm Führer so kühn und unerwartet angegriffenen feindlichen Soldaten ihre Spieße im Stiche gelassen, die lärmenden Generäle samt ihren Pferden überrannt, und ein Bub hatte geschrien: „Jesses, er hat sich ja an meinem Spieß gestochen; er blutet!“ Und da war im Hui die ganze feindliche Armee in alle Winde zerstoben. Sogar die Franzosenmütze des feindlichen Generalissimus lag auf den Spießen. Aber wir brachen in ein ungeheuerliches, Berg und Tal erfüllendes Siegesgeheul aus.

Ein plötzliches lautes Aufjammern dämpfte aber unsern Jubel sofort. Erbleichend schauten wir auf den Nöldi, der sich, geisterhaft lächelnd, die Arme immer noch voll Stöcke, erhoben hatte. Da lag er wieder am Boden, war totenbleich geworden, und jetzt sahen wir, daß sein Hirtenhemdlein mit Blut beschmiert war. Es schien erst nur aus einer unbedeutenden Ritzwunde an der Hand zu fließen; aber nun sahen wir's rot herabrieseln über die nackten Waden, über die bloßen Füße.

„Er hat die Augen zu!“ sagte einer bang.

„Ja, er regt sich nicht mehr“, meinte weinerlich ein anderer.

„Jesses, Maria und Sankt Joseph! Jetzt ist er ja gewiß tot!“ machte ein anderer, bebend am ganzen Leib.

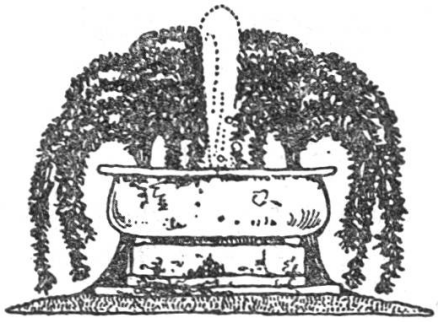
Tot! — der Gedanke packte uns fürchterlich. Entsetzt schrien wir auf und jagten über Kopf und Hals heim, und eine lange, lange Weile verging, bevor wir Knaben es wagten, vom bösen Ausgang des Kampfes daheim etwas zu erzählen.

Gegen Abend war es. Da zog über den Brüel in strammem Marschschritt ein Bataillon der von dem Gefechtsschießen heimkehrenden Soldaten; die schlichten Wehrkleider waren über und über bestaubt; die Beine zitterten vor Müdigkeit; aber um die Augen zuckte es von verhaltenem Mut, und gewaltig hallte das Sempacher Lied durch das Tal.

„Rechts anhalten!“

Von Zug zu Zug ging das rasche Kommando. Die Soldaten hielten rechts an; der Weg weitete sich, und verwundert sahen die Wehrmänner auf eine Tragbahre, die vom Dorfpfarrer und vielen Leuten begleitet war. Auf der Bahre lag totenbleich und mit dräuenden Augenbrauen, die Arme fest um eine Anzahl eisenbeschlagener Stöcke gekrampft, ein Knabe und schien zu schlafen.

Das Bataillonsspiel hielt für eine Weile inne, da es an dem seltsamen Bild vorüberzog. Dann aber hallte es wieder weit ins Land, begleitet von den dröhnenden Schritten der Soldaten, das Sempacher Lied.



Gedanken über Kind und Kunst.

Von Dr. **Ernst Schneider.**

I.

Die Kunsterziehungsbewegung hat das Kind zum Künstler erhoben. Derjenige Pädagoge, der in der Schule eine intellektuelle Dressuranstalt erblickt, schimpft tapfer über Phrasenmenschen. Wenn die Illusionstheorie recht hat und Kunst Spiel ist, dann ist das spielende kindliche Gestalten und Schaffen gewiß auch Kunst. Unsere Schule hat zwar diese Seite des Kindeslebens aus ihrem Bereiche verbannt und sanktioniert